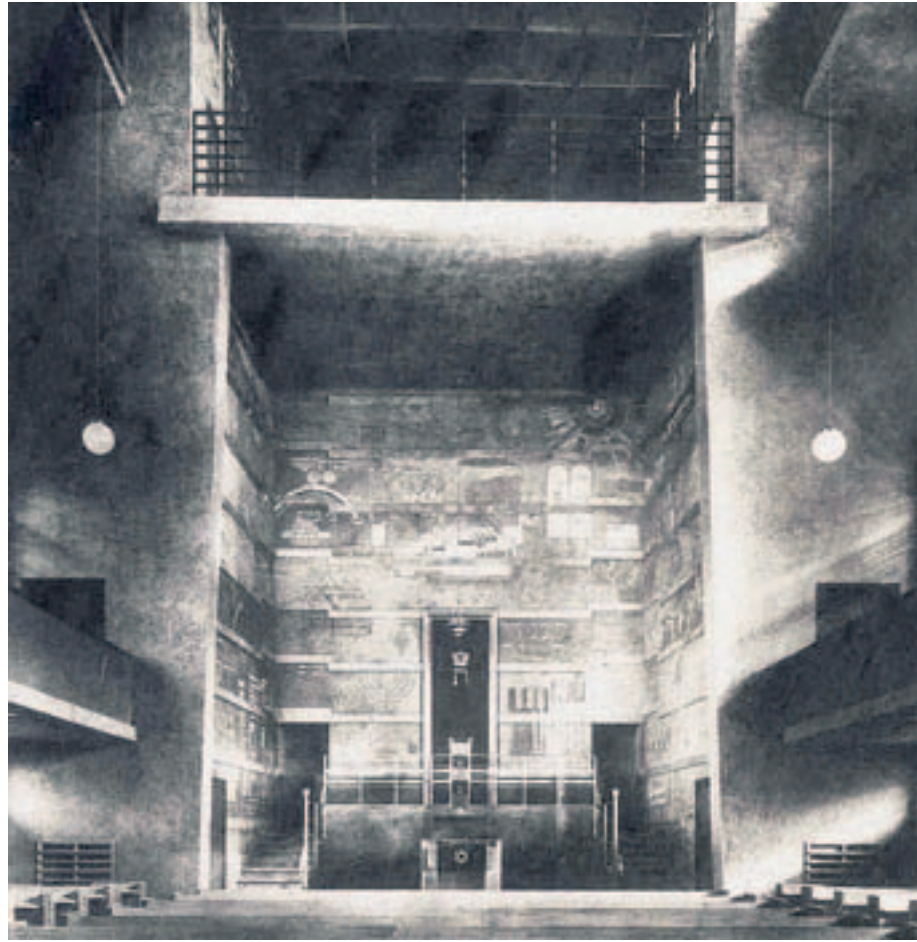


Rückkehr eines Avantgardisten

Eine Ausstellung im Jüdischen Museum zeigt Leben und Werk des Münchner Architekten Fritz Landauer



Eine Mischung orientalischer, spätantiker und moderner Stilelemente: Fritz Landauers Synagogen in London, Plauen und Augsburg (v.l.)

Fotos: Architekturmuseum Schwaben, Augsburg

VON STEFANIE GROMES

Fritz Landauer wollte nach dem Zweiten Weltkrieg immer nach München zurückkehren. Zu seinen Lebzeiten blieb es ihm verwehrt. Nun kehrt sein Werk zurück. Knapp vier Jahrzehnte nach seinem Tod 1968 wird am heutigen Donnerstag im Jüdischen Museum München die Ausstellung „Fritz Landauer. Ein Münchner Architekt des Neuen Bauens“ eröffnet. Sie zeigt Leben und Werk des deutsch-jüdischen Architekten. Durch Verfolgung und Vertreibung in der Zeit des Nationalsozialismus war er wie viele andere jüdische Emigranten in Deutschland in Vergessenheit geraten.

„Fritz Landauer sticht aus seinem beruflichen Umfeld heraus“, sagt Sabine Klotz, die Kuratorin der Ausstellung. „Er braucht den Vergleich mit der Avantgarde bei vie-

len seiner Arbeiten nicht scheuen.“ Die Ausstellung konzentriert sich auf das architektonische Werk Landauers. Er war größtenteils in Süddeutschland tätig und ein Spezialist auf dem Gebiet des Synagogenbaus. Daneben errichtete er Einfamilien- und Landhäuser, Kleinwohnungen und Siedlungen, entwarf aber auch Möbel und Raumausstattung.

Fritz Landauer wurde 1883 als Sohn jüdischer Textilfabrikanten in Augsburg geboren, ging nach Karlsruhe und München, um Architektur zu studieren. Schon bald konnte er sich in seiner Branche in München einen Namen machen, von 1909 bis 1934 unterhielt er ein eigenes Architekturbüro.

Neben eher konventionellen Aufträgen interessierte er sich besonders für das „Neue Bauen“. Das war unter Münch-

ner Architekten nicht selbstverständlich, denn die meisten blieben lieber traditionell konservativ. Fritz Landauer aber wollte frei von Stilanleihen und Ornamenten sein. Seine Bemühungen um eine neue jüdische Sakralarchitektur haben ihren Anfang und gleichzeitig ersten Höhepunkt in der Augsburger Synagoge, die nach den Plänen Fritz Landauers und Heinrich Lömpels zwischen 1912 und 1917 erbaut wurde. In einer Mischung von orientalischen, spätantiken, aber auch modernen, zeittypischen Stilelementen wurde der Versuch unternommen, ganz im Sinne der „jüdischen Renaissance“, eine spezifisch jüdische Architektur zu formulieren. Die räumliche Abfolge von Brunnenhof, Vorhalle und Kultraum verweist auf den Salomonischen Tempel als spirituellen Bezugspunkt. Gleiches gilt für sei-

ne Synagoge in Plauen, errichtet zwischen 1928 bis 1930, die zu den Hauptwerken des modernen Sakralbaus in der Weimarer Republik zählt. Wie die meisten Architekten war Landauer an die Vorstellungen seiner Auftraggeber gebunden. Viele seiner Entwürfe wurden deshalb nie umgesetzt.

Weil er Jude war, wurde Fritz Landauer 1933 aus dem Bund Deutscher Architekten ausgeschlossen, ein Jahr später erhielt er Berufsverbot. Er emigrierte nach London. Seine zwei Synagogen in Golders Green und Willedsen Green waren die frühesten Bauten moderner Synagogenarchitektur in London. Die fremde Sprache verhinderte jedoch letztlich seine berufliche und gesellschaftliche Integration. So hielt er sich an seinen „Ersatzberuf“, wie er es nannte: Er entwarf und lieferte Grabsteine.

Die Ausstellung im Jüdischen Museum München stellt dreißig Projekte aus Landauers Werk vor. Das Bild- und Datenmaterial trugen die Mitarbeiter des Architekturmuseums Schwaben in einem langjährigen Forschungsprojekt zusammen. Die Besucher der Ausstellung erfahren anhand von historischen Fotos, Bau-Modellen und Entwürfen, mit welcher Leidenschaft Fritz Landauer Architekt war.

Die Ausstellung „Fritz Landauer. Ein Münchner Architekt des Neuen Bauens“ ist bis 29. September im Jüdischen Museum, Reichenbachstraße 27, zu sehen. Öffnungszeiten sind dienstags 14 bis 18 Uhr, mittwochs 10 bis 12 sowie 14 bis 18 Uhr und donnerstags 14 bis 20 Uhr. Der Eintritt ist frei. Eine öffentliche Führung findet am Donnerstag, 28. April, um 18 Uhr statt.

Das interessiert München

Jiddische Märchen und Musik

Claus Stephani, Ethnologe und Herausgeber einer Sammlung ostjüdischer Märchen, ist am Donnerstag, 17. März, 20 Uhr, beim Jiddisch-Gesprächskreis im IKG-Kulturzentrum, Prinzregentenstraße 91, zu Gast. Er liest die Geschichte *Dos Pitikele*. Außerdem werden Musikbeispiele des jiddischen Theaters in Bukarest vorgespielt. *ikg*

Kabbalat Schabbat

Zum Kabbalat Schabbat lädt die Israelitische Kultusgemeinde im Rahmen des *Jüdischen Lehrhauses* ein. Der Gottesdienst am Freitag, 18. März, Reichenbachstraße 27, beginnt um 18 Uhr. Beim anschließenden Abendessen spricht die Psychologin Hella Goldfein zum Thema *Das Selbstbild der jüdischen Frau. Anmerkungen aus psychoanalytischer Sicht*. Fürs Abendessen im Restaurant *Carmel-Prestige* ist eine telefonische Voranmeldung im Rabbinatsbüro erwünscht: 089/ 20 24 00 21. Der Preis für das Essen einschließlich alkoholfreier Getränke beträgt 15 Euro für Erwachsene und 10 Euro für Kinder bis vierzehn Jahren. *ikg*

Purim-Feier

Purim ist ein Fest der Freude und des Mahls, also des guten Essens und Trinkens, und es ist das Fest des Fröhlichseins. Dazu lädt die Israelitische Kultusgemeinde für Donnerstag, 24. März, Erwachsene und Kinder gleichermaßen in die Synagoge, Reichenbachstraße 27. Beginn ist 19.45 Uhr. Bitte Kostüm nicht vergessen. *srl*

Namen statt Nummern

Zum 60. Jahrestag der Befreiung wird das Projekt „Gedächtnisbuch für die Häftlinge des KZ Dachau“ vorgestellt. In diesem Jahr geht es um die Ergebnisse des deutsch-französischen Projektes „Train Fantôme“. Zehn Schülerinnen hatten sich im vergangenen Jahr auf den Weg nach Sorgues in Südfrankreich gemacht, um die Spuren

von einem der letzten Deportationszüge in das KZ Dachau aufzunehmen und das Schicksal der Deportierten aufzuklären. Die daraus entstandenen zehn Biographien werden nun in das Gedächtnisbuch aufgenommen. Die Veranstaltung „Namen statt Nummern“ am Dienstag, 22. März, um 19.30 Uhr im Dachauer Karmelitenkloster, Alte Römerstraße 91, wird von einer Ausstellung über das Frankreich-Projekt begleitet. Außerdem berichten Angehörige und Freunde der Deportierten am Abend des 21. März im Jugendgästehaus Dachau, Roßwachtstraße 15. Beginn: 19.30 Uhr. Weitere Informationen im Internet unter www.gedaechtnisbuch.de *srl*

Politischer Brunch

Beim zweiten politischen Brunch, zu dem Judith und Andreas Epstein sowie die *Israel Bonds*-Repräsentanz eingeladen hatten, ging es am vergangenen Sonntag um die „Friedensbemühungen in einer neuen Ära Nahost“. Rund sechzig Gäste hörten gespannt dem Vortrag des israelischen Botschafters Shimon Stein zu. Anders als viele gerne glauben möchten, sei der Wandel im Friedensprozeß seit dem Tod Arafats nicht sehr groß, so Stein. Nach wie vor könne der dritte Schritt, die Gründung eines unabhängigen Palästinenserstaates, nicht vor den beiden ersten getan werden, nämlich der Beendigung des palästinensischen Terrors und der Gründung eines provisorischen Palästinenserstaates. Gastgeberin Judith Epstein hatte das Treffen bewußt unter das Motto „Unsere Hoffnung ist nicht verloren“ gestellt, eine Zeile aus der Hatikwa, der israelischen Nationalhymne. Daß es bei der Problematik aber auch der Hilfe von außerhalb bedarf, erläuterte Arnon Kozlov von *Israel Bonds*. Die Wertpapiere brächten nicht nur die Rendite für den Zeichner, sondern sie unterstützen vor allem Israel beim Ausbau der Eisenbahnlinien und bei der Errichtung von Meerwasserentsalzungsanlagen. *gue*

Memoiren aus dem Schuhkarton

Lesung aus den Erinnerungen des Arztes Max Kirschner

VON PHILIPP GRAMMES

Nur wenn er ärgerlich war, fluchte Max Kirschner auf bayerisch. Nach seinen Erfahrungen im Dritten Reich und seiner Flucht in die USA hatte Kirschner nie wieder deutsch gesprochen. Er war auch nie mehr nach Deutschland zurückgekehrt. Seine Erinnerungen jedoch, die hat er aufgeschrieben. Unter dem Titel *Weinen hat seine Zeit und Lachen hat seine Zeit*, einem Vers aus dem biblischen Buch Kohelet, sind sie im vergangenen Jahr im *Jüdischen Verlag* erschienen.

Um das Buch einem breiteren Münchner Publikum zu präsentieren, veranstaltete das Stadtarchiv gemeinsam mit dem Kulturzentrum der IKG und der *Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit* eine Lesung. Dabei waren neben den Zeilen von Max Kirschner auch drei Stücke aus dem inzwischen fast vergessenen Werk seines Vaters, des bedeutenden Münchner Kantors Emanuel Kirschner, zu hören. Es sang Avishai S. Levin.

Max Kirschner wurde 1886 in München geboren. Eine Jugend in Deutschland: Medizinstudium, Sanitätsoffizier im Ersten Weltkrieg, Träger des Eisernen Kreuzes. Danach arbeitete er als Arzt in Frankfurt am Main, bis die Nazis ihm Berufsverbot erteilten und ihn am Ende mit seinem Sohn Fred in Buchenwald internierten. Die beiden kamen frei und flüchteten in die USA, wo Max Kirschner in New York eine neue Praxis eröffnete. 1975 starb er in Kalifornien.

Daß Kirschners Erinnerungen überhaupt in Deutschland als Buch veröffentlicht wurden, ist dem Frankfurter Chirurgen Bernd Hontschig zu verdanken. Er war zu der Lesung nach München gekom-

men und erzählte, wie er Max Kirschners Sohn Fred medizinisch behandelt hatte und sich daraus eine Freundschaft entwickelte. Bei einem seiner Besuche in den USA habe Fred einen verstaubten Schuhkarton aus der Garage geholt, in dem sich das Manuskript seines Vaters befunden habe. „Das Besondere daran: Es war komplett auf Englisch geschrieben.“

Das interessierte die Besucher der Lesung besonders. Sie wunderten sich, daß selbst innerhalb der Familie fortan nur noch englisch gesprochen wurde – und das, obwohl Max Kirschner anfangs kaum mehr

als ein paar Brocken beherrschte. Sohn Fred, Ehrengast der Lesung, bestätigte: „Nur wenn er ärgerlich war, machte er eine Ausnahme und fluchte auf bayerisch. Aber sonst? Man vergißt zwar nicht, daß man in Deutschland gelebt hatte, aber man will einfach nichts mehr damit zu tun haben.“

Für ihn sind die Aufzeichnungen seines Vaters vor allem Familienüberlieferung. „An Pessach, wenn wir alle beisammen sind, lese ich meinen Kindern aus den Erinnerungen ihres Großvaters vor, damit sie nicht vergessen. Und sie werden nicht vergessen. Das ist der Sinn des Ganzen.“



Trug Werke Emanuel Kirschners vor: Kantor Avishai S. Levin

Foto: Michael Schleicher